

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Guillotine
Autor: Ziegler, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573128>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Guillotine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine antiquarische Plauderei von Eugen Ziegler, Zürich.

Paris ist nie interessanter als im Halbjahr vor einer neuen Weltausstellung.

Wenn es heutzutage nicht mehr so schlechtweg die Hauptstadt Europas und der Welt ist, die es einmal war und die es in den Köpfen seiner guten Kinder wirklich immer noch bleibt, so ist es doch von all den hauptstädtischen Garfücken des Erdenrunds, die ihm den Rang neiden, diejenige, in der es zu jeder Zeit am meisten brodet — im Großen wie im Kleinen. Das ist schon zu gewöhnlichen Zeiten so. Es ist wirklich unermeßlich, was da gebraut wird, in Philosophie und Luftschiffahrt, in Malerei, Unterseebooten, in der Diplomatie und an der Börse, in Fürstenpalästen und in Welt und Halbwelt der Zigarrenstummelsammler, in Politik und Anarchismus, in Toilette und in Romanen, in Küchen, Museen, Bibliotheken, sogar in den Kloaken und in den Katakomben und auf dem Eiffelturm. Diese üppige Unruhe ist eigentlich für den, der sich länger und näher mit ihr vertraut gemacht hat, der Hauptreiz der ewig jungen Stadt. Nicht umsonst führt sie ein Schiff im Wappen und die ewig hoffnungsflotte Devise: *Fluctuat nec mergitur*. Darum findet sich auch nirgends, gar nirgends wieder ein solches lebendiges Museum von menschlichen Existenzen aller Schichten und Himmelsstriche. Das mag schon im Mittelalter angefangen haben; aber ganz so ist es doch erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts geworden.

Am abenteuerlichsten indessen gehts wie gesagt vor einer Ausstellung zu. Die weckt Erwartungen, Träume, Riesluftschlösser, zieht von allüberallher Myriaden heller und dunkler Sterne nach der Metropole zusammen, vermag sogar den guten Pariser in ihren Strudel zu reißen und stört bis in die Kreise stillidyllischer Bürgergemütlichkeit im Marais hinein. Der Kater und die Tragödie bleiben dann freilich auch nicht aus; wenn der Herbst verzogen und sie wieder abräumen, dann verweht mit dem fahlen tanzenden Laub manch welcher Traum und manch welches Leben. Seltsamer noch als der pompöse Völkerjahrmarkt selbst ist der Projektionsmarkt im Halbjahr vorher. Und so wars wieder im Winter von 1899 auf 1900. Ein Münsterchen daraus hat mich zu einer historischen Bekanntschaft geführt, die dem Namen nach als weltgeschichtliches Personnage allbekannt, die intimen Reize ihres Werdegangs und ihrer Helbenzeit bis jetzt nur spärlich oder gar nicht hat genießen lassen.

* * *

In einem schlauchartigen Parterre zwischen der Seine und dem Boulevard St. Germain hatte ein Schweizer, der als Concierge ein Bescheidenes erübrigt und die Quälereien der Nachtglocke satt bekommen, einen bescheidenen Ausschank von Münchenerbier, das er einen Sou billiger gab als andere, eröffnet und mit Hilfe einiger heimatischen Kunstjünger, die Kapital und Zinsen weggaßen und tranken, eine Zeit lang halten konnten. Aber die Franzosen waren als mächtige Zecher schlechte Kunden, und die Landsleute wechselten und setzten sich

eines Tages aus Leuten zusammen, die mehr jaßten als tranken und mehr tranken als zahlten, bis der Wirt die Gesellschaft ziemlich gewaltsam zusammenschmelzen ließ und anfang, sich nach einem neuen Berufswechsel zu sehnen.

Ein einziges Tischlein saßte jetzt den Wirt und alle seine Gäste, ihrer vier Getreue. Da war ein Architekt mit seinem Modell, einer schwarzhaarigen, klavierspielenden Lothringerin, die ursprünglich als Gouvernante in Paris gelandet, aber in ihrem pädagogischen Selbstvertrauen durch einen hübschen Kollegen beirrt worden war. Ihr war eine Vorliebe für die Klassiker geblieben; sie las Voltaire, Balzac dagegen lehnte sie ab. Ihn kannte ich aus einer deutschen Stadt, wo wir beide vor Jahren studiert hatten. Er war ein sehr begabter Künstler, verfaß aber ebenfalls viel Zeit am Klavier, auf das sich indessen ihre Ehe nicht erstreckte. Denn er spielte Grieg und nur in Dämmerstunden die Doh'schen Variationen großer Meister über: „Kommt a Bogerl geflogen“.

Es war in den Hundstagen. Kein Mensch mehr, kein Bekannter im ausgestorbenen Quartier latin. Und die gesellschaftlichen Empfänge waren auch längst zu Ende. So kam es denn, daß ich, wenn nachts die Bibliothek der heiligen Genovesa geschlossen worden, nicht ungern einen Blick in jene stille dunkle Gasse warf, wo ich die einzig übriggebliebene Seele meines ganzen Bekanntenkreises wußte. Da es sich zu zweien teurer lebt, war mein Kunstjünger zuweilen nicht besser dran als sein Wirt und im Durst der Hundstage noch gar.

Eines Abends finde ich ihn vor einer ausgefuchten Flasche und in entsprechendem Frohmut behaglich hinter seinem Tisch sitzend und mit schmunzelndem Wohlwollen seiner festlich ausgelassenen Lebensgefährtin zuschauend, die mit dem Stammgast Numero Drei durch die Kammer tanzt. Am Piano sitzt selig hämmern der Wirt, in Hemdärmeln. Der Stammgast Numero Drei aber war ein bildschöner feierlicher Armenier, von kolossaler Statur, seines Zeichens Gedankenleser, der von ein Uhr nachts an seine schönen fremden Lieder mit Wehmut zu singen anhub. Es ist kein Geburtstag, kein Kalenderfest, das hier gefeiert wird, sondern eine gute Idee, die Entdeckung einer Goldquelle. Er hat einst ein Mäpplein Zeichnungen aus seinem malerischen Heimatstädtchen herausgegeben und glücklich abgesetzt. Nun gilt es dasselbe im größten Maßstab, ein „Prachtwerk“ über Paris — auf die Weltausstellung hin ein kapitaler Gedanke! — Ich komme gerade recht; denn ich soll ihm den Text dazu schreiben. Wir sind gemachte Leute. Die beiden haben sich auch gleich am folgenden Morgen, um drei Uhr, per Feldstühlchen vor dem Löwen von Belfort niedergelassen. Er arbeitete, und sie las *Candide* dazu. Und so haben sie's die Wochen und Wochen getrieben. Die warmen Tagesstunden schlief man. Und dann ist ihr's zu langsam gegangen und zu dumm geworden, und er hat eine hübsche Serie, ein Duzend reizender Bilder von Kirchen und Portalen,

von Denkmälern und Palästen hinter den Ofen gestellt und vergessen und verachtet.

Denn das Bessere ist des Guten Feind.

Ich habe aber noch die vierte der Säulen zu nennen, auf denen des Wirtleins ganze Wirtschaft fußte. Das war ein steinalter Herr, ein ungarischer Flüchtling und Oberst, der als ganzes Brack aus sturmbewegtem Leben sich eine schmale Pension als ehemaliger Francireurs-Offizier des großen Garibaldi gerettet hatte. Er war ein Graf und Freieitskämpfer von Beruf. Er erzählte gern und viel. Er hatte als Jüngling die ungarischen Kämpfe gegen Oesterreich mitgemacht und nach der Niederwerfung durch die Russen mit Franz Kossuth das Exil vorgezogen. Er sprach von einem riesigen Majorat, das er längst antreten könnte, wenn er sich mit Franz Joseph, über den er allerhand Heimlichkeiten flüsterete, hätte ausöhnen wollen. Aber das gab es nicht für ihn. Er hat später bei Plewna die „türkische Freiheit“ verteidigt. Rußland war so wie so sein persönlicher Feind. Er erzählte von Arabi Paschi, mit dem er als ägyptischer Polizeioffizier zusammengearbeitet, und von unserm Solothurner Munzinger Pascha und von der blutigen Schlacht gegen die Abessinier, in der Munzinger Pascha und der ganze Stab außer ihm und der größte Teil

des ägyptischen Heeres gefallen. Wie er davongekommen, darüber war er sehr undeutlich. Aber Munzinger muß er tatsächlich gekannt haben; ich besaß von meinem Großvater her, der mit jenem eng verbunden gewesen, eine kleine verblichene Photographie, die ich ihm zur Prüfung einmal zeigte und die ihn in freudige Ekstase versetzte.

Das war aber schon drei Monate später — die Hitze hatte endlich auch mich vertrieben —, als ich Mitte November nach langem Aufenthalt im Engadin die alten Stätten wieder aufsuchte.

Das Wirtlein lag in den letzten Zügen. Der Oberst schrieb umsonst Artikel auf Artikel in die „Presse“, den „Petit Parisien“ und andere Tummelplätze des weniger sublimen Pariser Journalismus, wo er seinem spärlichen Brot zuweilen eine Butterzulage geholt hat. Man war seiner und seiner Tartarinaden müde. Der Armenier, der letzte zahlungsfähige Kunde, konnte nicht mehr angepumpt werden, weil er nicht mehr kam. Der Architekt hatte sein Prachtwerk vergessen. Aber die Stimmung war darum nicht schwüler geworden. Der Bierauschank war wegen Kreditasthma eingestellt. Man lebte von Wein über die Gasse. Aber man war guter Dinge. Man hatte ja die Ausstellung.

(Fortsetzung folgt).

⚡ Von Schweizer Theatern. ⚡

I. René Moray' „Quatembernacht“.

Mit einer Abbildung.

Nachdruck verboten.

Die Schweiz gab der Literatur einen Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Viel ungebrochener Boden findet sich noch in dem Land, das so verschiedenartige Klassenkreuzungen aufzuweisen hat, und es ist nicht unmöglich, daß sich einmal französisches Theaterblut mit deutscher Tiefe zu glücklicher Ehe eint. Die Schweiz liegt im Zentrum Europas, und die literarischen Erzeugnisse deutschen und französischen Ursprungs gehen da aus und ein, vielleicht, daß gerade deshalb einmal aus den Schweizer Landen gewaltige Ueberraschungen kommen. Daß sich's zuweilen bedeutsam regt, das hat uns ein jugendliches Talent gezeigt, der Waadtländer René Moray. Seine „Quatembernacht“, die uns auf Veranlassung des Hottinger Lesezirkels das Zürcher Stadttheater am 27. Januar d. J. vorgeführt hat, ist zwar noch keine literarische Großtat; aber daß man es immerhin mit einem beachtenswerten Talent zu tun hat, der Einsicht wird sich keiner verschließen können, der für lebenskräftige Bilder aus dem Volksleben empfänglich ist. Ich weiß nicht, ob es der Dichter selbst war, der sein Schaffensprodukt „ein Drama aus dem schweizerischen Hochgebirge“ genannt hat, für alle Fälle aber ist der Untertitel zu hoch gegriffen; denn Moray' „Quatembernacht“ will wahrscheinlich nicht mehr sein als ein Volksstück, das eine Reihe künstlerisch vollwertiger Einzelbilder aus dem Leben der Aelpler bringt, die durch eine alte Hochlandlage geschickt verknüpft sind.

Daß Moray den Melancholiker Karl in den Vordergrund rückt, einen begüterten Bauernsohn, der an gebrochenem Herzen zugrunde geht, das ist vielleicht nicht einmal so belangreich, wie man vielfach angenommen hat. Solch bäuerliche Idealgestalten gehören aber zu den Requisiten des Volksstückes; Karl Platten steht jedenfalls auf dem richtigen Plage und ist psychologisch richtig durchgeführt. — Wir wissen, daß wir den Helden des Dramas vor uns haben, als inmitten der übermäßig lustigen Bauernburtschen in der Bintenwirtschaft der finstere, bleiche Karl erscheint. Ihm ist jedes Vergnügen zum Ekel geworden, jede Freude zur Sünde, seit er seine geliebte Monika durch den Tod verloren hat. „Tanzen, viel lieber sterben!“ denkt er, und zur Wut steigert sich sein Gebären, als ihm die fröhlichen Gesellen auf dem Hackbrett den Tanz aufspielen, bei dem er einst Monika umfassen hat. Wohl mag der Unglückliche einsam in düsterem Brüten genug seines verlorenen Glückes denken; aber wie eine

Lästerung muß er es empfinden, von den rohen Gefährten die Wunde aufreizen zu lassen. Das Leben ist ihm schal und leer; wir haben sofort die Empfindung, einen lebenverneinenden Selbstmordkandidaten vor uns zu sehen, bei dem es nur eines geringen Anstoßes bedarf, um den Entschluß zur Tat werden zu lassen. Das Fatum will es, daß man den nächsten Tag mit Holzschlitten auf der Bellalp unterhalb des gespenstigen Aletsch-Gletschers zubringt. Karl hat sofort die Absicht ausgesprochen, oben über Nacht zu bleiben, und niemand kann ihn davon abbringen. Seine Gemütsverfassung hat zum Ueberfluß noch eine schlimme Steigerung zum Quälerischen erfahren müssen; die Kameraden sind seiner lächerlichen Trauer satt geworden, und einer hat sich nicht geschaut, ihm ins Gesicht zu sagen, daß er ein Narr sei, weil er nicht mehr und nicht weniger als eine schlechte Dirne beträuere. In schrecklicher, zerrütteter Stimmung bleibt Karl zurück, und die aufsteigende Nacht trifft einen Menschen, der dem stillen Wahnsinn nahe ist. Er hat sich noch nicht zur Ruhe begeben, da naht ein spukhafter Zug; die Toten sind's, die im Gletscher ihre Sünden büßen. Auf sie hat er ja gewartet. „Ich fürchte mich nicht vor den Toten!“ gab er der warnenden Mutter zur Antwort, und sicher war es die geheime Hoffnung, der toten Monika zu begegnen, als er den vermessenen Plan, die Nacht auf den Bergen zuzubringen, so rasch zu dem seinigen machte. Trotz allem aber taumelt er entsetzt in seine Hütte; der grausige Anblick des Büßerzuges lähmt ihm die Willenskraft und macht sein Blut erstarren. Monika hat er erblickt, seine bis übers Grab geliebte Monika. Es soll zwischen ihnen zu einer fürchterlichen Aussprache kommen. Ihr Geist überschreitet die Schwelle seiner Hütte; er muß sie fragen, ob es wahr ist, daß sie eine Urreine gewesen (es hätte ihm zwar genügen können, daß er sie unter den büßenden Geistern gesehen, um die Gewißheit zu haben, eine Sündige zu lieben), und nun erfährt er aus ihrem Mund das Unerhörte. Vernichtet bricht er unter der Erkenntnis zusammen. Nichts will er wissen von Verzeihung. Der Morgen graut, die Abglocken läuten, zurück müssen die Geister in ihr eifiges Grab. Monika scheidet, ohne daß ihr Karl ein erbarrendes Wort des Mitleids geschenkt. Aber jetzt gerent es ihn, sie unentsühnt von dannen gelassen zu haben. Er stürzt ihr nach „Ich vergebe, ich vergebe . . .“ Am nächsten Morgen